Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 15 (1955-1956)

Heft: 2

Artikel: Surmeir im Spiegel seiner Bauweise

Autor: Cajöri, Chr.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-355891

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Surmeir im Spiegel seiner Bauweise

Von *Chr. Cajöri*

A. Profanbauten

Wenn der Gast aus der Ferne vor diesem oder jenem mächtigen Hotelbau in einem unserer bedeutenden Kurorte stillesteht und sich besinnt, mag er, beeindruckt durch den prachtstrotzenden Hoteleingang oder durch die bastionartigen Türme des Palastes, befriedigt sagen: «Hier wird meinem Bedürfnis nach Bequemlichkeit Rechnung getragen, alles weist darauf hin; tritt ein!»

Andere Gründe bewegen den Fremden, der durch unsere Bauerndörfer wandert, vor manchem Bürger- oder Bauernhaus zu verweilen. Er erlebt den Bau, bewundert diese oder jene Einzelheit: eine Fensterumrahmung, einen Erker, ein Fenstergitter, ein Haustor mit dem Klopfer. Er sinnt über einen Spruch nach, den er über dem Haustor gelesen hat. Sein Auge weidet sich an einer Sgraffito-Verzierung an Hauskanten, über Tor und Fenstern. Ein Stück Poesie ist an manchem alten Bündnerhaus erhalten geblieben. Zugegeben, die Zeit, da die Architekten den Kompaß verloren haben, ist auch in einzelnen unserer Ortschaften nicht spurlos vorübergegangen. Der Kenner wird sich ein Lob über jene Häuser ersparen, deren Fassaden in einem recht aufdringlichen Rot oder in grellem Gelb prangen. Modeerscheinungen! Er wird vielleicht nicht allzu strenge urteilen, wo er einem Haus mit Flachdach begegnet, das mit seiner Umgebung nicht zusammenstimmen will: Daran läßt sich gelegentlich einiges zu seinem Vorteil ändern. Er mag übersehen, daß hier oder dort die Blechdächer etwas zu zahlreich in der Sonne leuchten und die mit Steinplatten gedeckten Dächer seltener werden. Auch der moderne Verkehr forderte seine Opfer in baulicher Hinsicht. Dorfstraßen wurden erweitert, asphaltiert, die runden «Bsetzisteine» durch zugehauene ersetzt. Hier verschwand eine Steintreppe auf der Straßenseite, dort eine Steinbank oder gar ein Haus, wo dieses für den neuzeitlichen Verkehr ein Hindernis war. Manche «Cuort» gegen die Straße hin wurde zugemauert, ein neuer Eingang entstand seitlich.

Ob auch rauhe Winde um die Jahrhundertwende und später durch unsere Täler fegten, malerisch blieb so manches Dorf dennoch. «Typisches Bündnerdorf!» mag der Besucher aus der Ferne ausrufen, der sich noch Zeit nimmt, die Dörfer des Oberhalbsteins und des Albulatales zu durchwandern. Ob der Ausruf uns auch freut, wir können ihn nicht widerspruchslos hinnehmen; denn es gibt kein Bündnerhaus in dem Sinn eines einheitlichen feststehenden Typus, der für die Bauweise des ganzen Landes Geltung hätte, geschweige denn ein Dorf. Zwei Haustypen sind im wesentlichen in unseren Dörfern vertreten: das *Engadinerhaus* und das ihm verwandte *rätoromanische Haus*. Die Siedlungsart aber übt auf die Einteilung und Gestaltung des Hauses kaum einen Einfluß aus.

Man mag nach den Gründen der Verschiedenheit von Anlage und Bauweise auf relativ beschränktem Gebiete suchen. Sie erklärt sich teilweise aus der geographischen Lage der beiden Täler zwischen Inn- und Rheintal und der damit zusammenhängenden Beeinflussung aus verschiedenen Richtungen.

Die Wege weisen nach Süden über den Albula- und Julierpaß ins Engadin, über den Septimer ins Bergell. Die Julia sucht sich ihren Weg nach Norden, die Albula nach Nordwesten hin durch den Schyn. Die Lenzerheide verbindet auf kürzestem Wege die beiden Täler mit der Kapitale. Verwundern wir uns, wenn sich verschiedene Einflüsse geltend machen? «Die Lage des Landes ist seine Geschichte und sein Schicksal. Von keinem Lande gilt dies mehr als von Graubünden», sagt Poeschel. Und wieviel von alledem, was das Land erlebt, steht in der Geschichte der Pässe geschrieben? Die Häuser drängen sich an die Straße. Sie hat ihre alte, südliche Bedeutung als Mittelpunkt des Dorfes noch nicht verloren. In konsequenter Weise wenden die meisten Häuser ihr die Giebelseite zu. Begreiflich, den Bewohnern unserer Dörfer schien nun einmal das Treiben auf der Straße wichtiger als die modernen hygienischen Anforderungen nach Sonnenlicht und -wärme. Von der Straße kam der Segen. Bedenken wir doch, wie viele Saumtiere noch im 19. Jahrhundert über unsere Pässe zogen! Man wollte nicht nur sehen und zählen, sondern aus dem Saumverkehr auch einen Nutzen ziehen. So berichtet Leonardi in «Wanderungen durch Graubünden»: «Bergün am Nordfuß des Albulapasses soll ein blühender Handelsort gewesen sein. Davon zeugen die sehr geräumigen, zum Wirten und Handeln eingerichteten Häuser.» Von der kommerziellen Bedeutung des Albulapasses besonders im Mittelalter mag auch die Tatsache sprechen, daß das Dorf La Punt eine Zeitlang nur aus Herbergen bestand. Was für die Ortschaften an der Albulastraße gilt, kann sich auch auf jene an der Julierstraße beziehen, mit Ausnahme von Savognin: die Häuser reihen sich der Straße entlang. Höchstens erweitert sich das eine oder andere Mal die Straße zu einem Platz, in dessen Mitte etwa ein Dorfbrunnen steht. Hier nun richten die Häuser ihre Frontseite gegen den Platz. Was spielte sich nicht alles auf dem Dorfplatz ab, nicht nur im wirtschaftlichen, sondern auch im politischen Leben! Die Landsgemeinde, die beispielsweise in Bravuogn noch heute auf dem Dorfpatz abgehalten wird, erinnert daran.

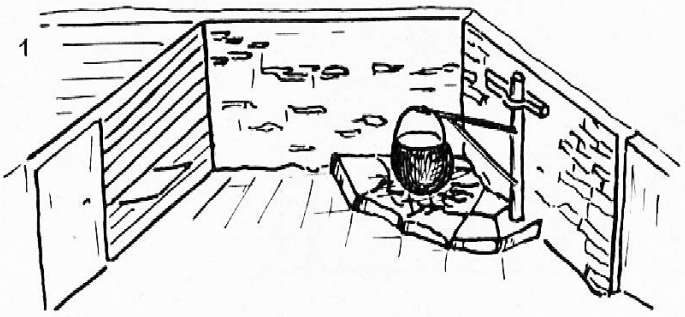
Etwas anders, weniger kompakt, sind die beiden walserischen Siedlungen an der östlichen und westlichen Peripherie des Albulatales angelegt: Mutten und Wiesen. Die Muttner bewohnen heute noch ausschließlich einfachere Holzbauten, die sich mehr nach dem Sonnenstand und der Fallrichtung kehren. So bauten ihre Ahnen — die Nachkommen halten's so. Der Holzbau entspricht ihrem Wesen. Aus der Lage ihrer engsten Heimat abseits des Durchgangsverkehrs erklärt sich einesteils ihre Zurückhaltung im Bauen. Die Bauern halten an ihrem nomadischen Landwirtschaftsbetrieb fest; sie verfügen deshalb meist über einen Winter- und einen Sommerwohnsitz. Der immerwiederkehrende Wechsel des Wohnsitzes, harte Arbeit und das verhältnismäßig bescheidene Einkommen aus ihrem Betrieb mögen weitere Gründe sein, weshalb die Muttner den Ausbau ihrer Wohnstätten nur mit kargen Mitteln bestreiten müssen.

Ein wesentlich anderes Gesamtbild erhält der Besucher in der andern Siedlung, in Wiesen. Gewiß baute man auch hier noch vor wenigen Jahrzehnten ausschließlich in Holz; der landwirtschaftliche Betrieb ist aber seßhafter, der Bauer neigte zum reicheren Holzbau oder gar zum Steinhaus. Nach den ältesten Wohnstätten zu schließen, wohnten die Walser hier — angestammter Sitte gemäß — einst sehr zerstreut.

Entwicklung der Bauten

Das Albulatal und das Oberhalbstein liegen nicht nur in sprachlicher, sondern auch in baulicher Hinsicht in einem Spannungsfeld. Die Typen sind einander verwandt, weichen anderseits aber in manchem voneinander ab. Aus den kulturellen Beziehungen, die seit jeher zu Volksteilen im Süden, Norden und Nordwesten bestanden, läßt sich das Nebeneinander verschiedener Bauarten erklären. Wir sehen ab von den wenigen Riegelbauten (Lantsch, Savognin), die wohl mehr das Zufallswerk zugereister Handwerker waren; wir suchen vielmehr nach den bodenständigen Haustypen mit ihren Besonderheiten. Die Bauart in Bravuogn und Filisur weist hin auf kulturelle Beziehungen zum Engadin. Man kann aber auch auf der Lenzerheide und in Obervaz einige Herrschaftshäuser sehen, die ebensogut im Engadin stehen könnten, wie das Haus Deflorin in Obervaz und das Haus Amilcar in Lantsch[1]. Die Häuser der übrigen Ortschaften des äußeren Albulatales scheinen im Grundriß weniger einheitlich, nähern sich den Urformen in manchen Fällen aber mehr.

Die Urform bildet das einräumige Haus. Man denke an die merkwürdigen Rundhütten im Puschlav, von denen E. Erzinger[2] sagt, daß sie vielleicht in prähistorischer Zeit schon zu verschiedenen Zwecken benutzt worden sein konnten. Hütten mögen es also gewesen sein im einfachsten Fall, die ersten Bauernhäuser unserer Berge. Über die Einteilung gewinnt man das klarste Bild, wenn man sich vorstellt, daß in primitivstem Zustande (in längst versunkener Vorzeit) dieses Haus einmal einen Raum mit Feuerstelle besaß. Dieser steinernen Küche fügte man dann einen Wohn- bzw. Schlafraum aus Holz hinzu. Diesen Kleinbau nennt man das *Gotthardhaus*. Aus einer solchen zweiräumigen Wohnhütte konnte sich nun sowohl das nördlich der Alpen verbreitete *Landenhaus* als auch das *Engadinerhaus* bzw. das *mittelbündnerische* Steinhaus entwickeln. Das Landenhaus ist durch Teilung der Räume entstanden. Architekt Könz nennt diese Art der Entwicklung das



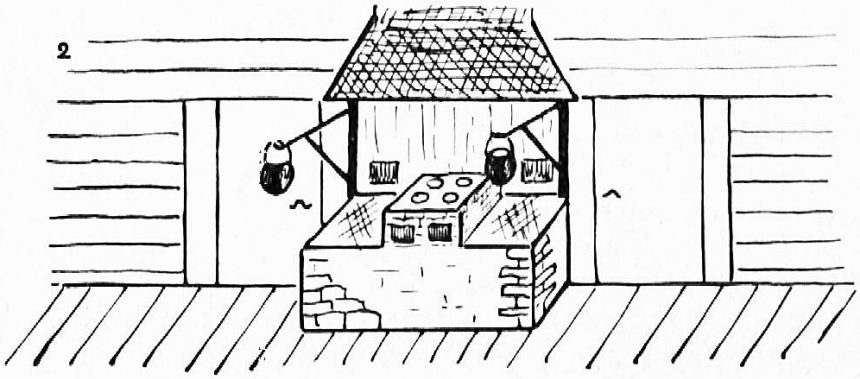
Hütte mit einfacher Feuerstelle in Creusen bei Vaz

Divisionsprinzip. Von der gemauerten Küche, die bergwärts liegt, wurde zunächst ein kleiner Gang, später ein Korridor abgetrennt, den man von der Traufseite her betritt. Die alte Küche besaß keine Decke und keinen Kamin. Der Rauch verzog sich, nachdem er den ganzen Raum erfaßt hatte, durch eine Maueröffnung (wie heute noch häufig in Maiensäßen!) oder durch

---

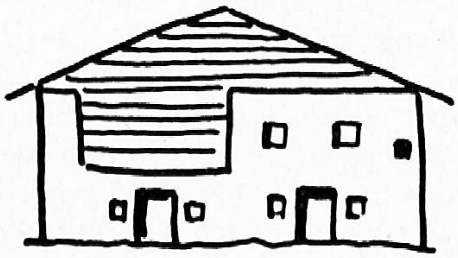
[1] J. U. Könz: Das Engadinerhaus (Schweizer Heimatbücher).
[2] E. Erzinger: Leben und Umwelt.

2

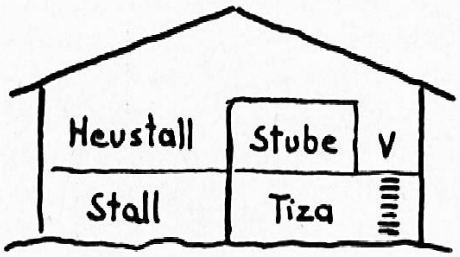


Feuerstelle mit Chappa (=Rauchfang) in Doppelhütte

eine Dachluke[3]. Die Stube wurde häufig in Stube und Kammer unterteilt. In Wiesen wird der Nebenraum heute noch «Zuestübli» genannt. Dieses Schema kann nun allerdings nicht oft bezogen werden auf die Bauten in den Walsersiedlungen Mutten, Wiesen und Schmitten; denn ähnlich wie im Engadinerhaus dienen die Räume über der Stube vielfach als Schlafzimmer, in die man mittels einer Stiege hinter dem Stubenofen gelangen kann. Bergwärts schließen sich etwa Vorratskammern an. Der ganze Blockbau aus gestrickten Balken ruht talseits auf einem Mauerteil. Der dadurch gewonnene Raum unter der Stube wird meistens als Keller benutzt. Charakteristisch für die Holzhäuser sind die Lauben, in Mutten und Wiesen mit wenigen Ausnahmen an der Traufseite angebracht.



3



Typ einer Acla (=Maiensäß) in Naz bei Preda und Tuors. Gemauert und aus Rundholz gezimmert.
„Tiza" mit Feuerstelle (und Chappa) Rauch entweicht häufig durch ein Mauerloch. 1—2 Keller für die Molken schließen an die „Tiza" an.

Wir kehren zurück zum zweiräumigen Gotthardhaus. Durch Hinzufügen neuer Elemente entwickelte sich das *Engadinerhaus* bzw. das *mittelbündnerische Haus,* von dem unten die Rede sein wird *(Additionsprinzip).* Der zweiraumtiefen Anlage Küche (chadafö = Feuerhaus) und Stube schließt sich meist die «Chaminada», die Vorratskammer, an. Sie wie auch die Küche ist gewöhnlich gewölbt und aus Stein. Es bleibe einem Philologen überlassen, zu untersuchen, ob «stüva» (= steiva), der Begriff eines heizbaren Gemaches,

[3] T. Schmid: Jahrbuch der Sekundarlehrer-Konferenzen 1943.

ein deutsches Element ist, wie Hunziker meint; sicher ist, daß die Stube auch in den ältesten Beispielen in Holz gezimmert ist. Später tritt die Mauer vor die Blockwand mit Täferung. Der Versteinerungsprozeß, sagt Poeschel[4], geht hier von der Küche aus, die sehr früh gemauert und gewölbt war. Von dort aus frißt sich die Mauer Stück um Stück weiter in den Holzbau ein. Sie stößt aber die von diesem Prozesse ergriffenen Teile nicht sofort aus, sondern kapselt sie zunächst ein. Wir haben hier als Übergang den sogenannten Gewett- oder Strickbau. Auf den über den Sockel vorstehenden Köpfen der Bodenbalken liegt, meist mit kleinen Bögen, die Ummauerung vorkragend auf. Der Bogenfries, den man noch ab und zu an Häusern in Bravuogn, Filisur, Vaz, Savognin usw. trifft, stützt nicht nur die vorkragende Mauer der Wohnstube, sondern wirkt gleichzeitig als Dekorationsmotiv recht anmutig[5].

Der Mauerteil beschränkt sich beim Engadinerhaus aber nicht nur auf den Wohntrakt. Traufseitig neben den Wohnteil schließt sich der ummauerte Hausgang an, genannt «suler», in Bravuogn und Filisur allerdings meist nicht mit gewölbter Decke. Man betritt den Hausgang durch das rundbogige Hauptportal, oft Gegenstand reicher Schnitzereiarbeit und gediegener Schmiedekunst. Die Seitenflügel des Eingangstores werden nur zur Erntezeit für den Durchgang des Heuwagens zur Scheune geöffnet. Die Scheune mit den Stallungen im Erdgeschoß ist an das Haus angebaut. Was Magister Rösch im «Neuen Sammler» (1807) von der Bauart der Häuser in Ftan sagt, könnte sich auf jene unserer Häuser dieses Typs beziehen: «Die Häuser sind von Felsstücken und Felssteinen dik gemauert, zwar mit wenig Symmetrie und Geschmack, aber solid und auf das bequemste eingerichtet. Vorn hat das Haus zwei Eingänge, die kleinere Thür führt etwas abwärts zu einem vertieften rez de chaussée, wo vorn ein paar gewölbte Keller, in der Mitte ein Raum zur Streue und hinten, durch eine Thüre abgesondert, der Stall sich befindet. Vom Hausflur führt eine Treppe in den Stall, eine zweite in das obere Stockwerk. Im obern Stockwerk findet man nebst der Schlafkammer noch zwei Zimmer, ein getäfeltes, ‚stüva sura' genannt, und ein gemauertes zur Aufbewahrung des gepökelten Fleisches und andern Mundvorraths»[6].

Freilich mag besonders einem Nichtbauern das Wasser im Munde zusammenlaufen beim Gedanken an die geräucherten Schinken und getrockneten Binden, die dort versorgt werden. Raum zur Unterbringung des Mundvorrats und der Gerätschaften bietet ein solches Haus, das nach den Seiten und nach hinten hin wächst, genug. Es ist, um mit M. Gschwend zu sprechen, ein Einhausbau, der mehreren Zwecken dient. Die meisten dieser Häuser waren ursprünglich getrennt konstruierte Einzweckbauten, welche so nahe aneinander gerückt waren, daß man ein gemeinsames Dach über sie hinwegziehen konnte. Dem Bestreben nach Konzentration der Wohn- und Wirtschaftsräume unter einem Dach verdankt der Einhausbau also sein Entstehen[7].

Während sich im Engadin aus den recht unförmlichen Gebilden des 16. Jahrhunderts allmählich ein Standardtypus mit charakteristischem Grund-

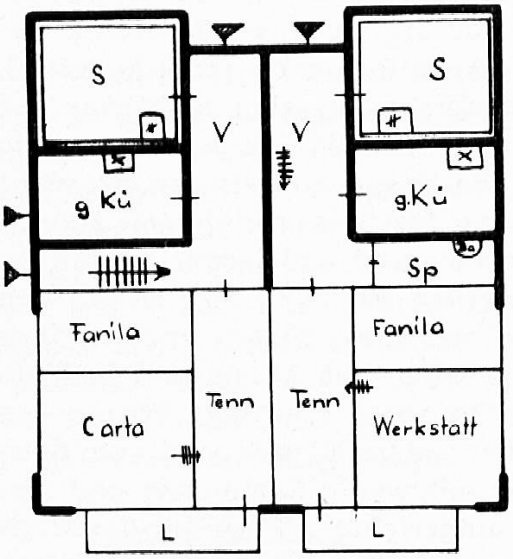
---

4 E. Poeschel: Bürgerhaus der Schweiz.
5 H. Jenny: Bündner Bauweise und Volkskunst.
6 J. A. v. Sprecher: Kulturgeschichte der Drei Bünde.
7 M. Gschwend: Geographische Umschau 1950.

riß entwickelte, scheint das *mittelbündnerische Haus* weniger einheitlich in der Anordnung der Räume. Eigenwillig wie der Bündner — dies haben sie mit dem Engadinerhaus gemeinsam — sind die alten Bauernhäuser gewachsen, deren Mauern der Trauf- oder Frontseite häufig alles mehr als senkrecht zum Himmel steigen, geschweige denn, daß sie im rechten Winkel zueinander stehen.

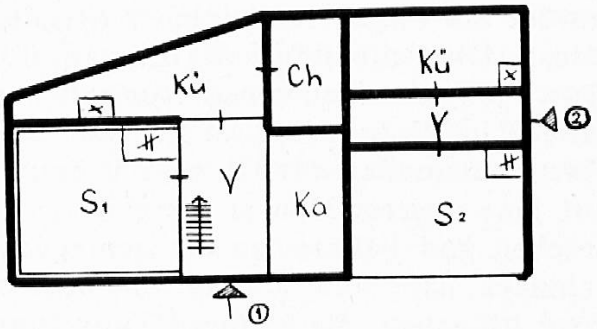
Doppelhaus in Filisur 1611

4



Doppelhaus in Vaz 1664

5



Stuben: Wände roher Strick, ummauert, Stubenofen zum Backen eingerichtet

Küchen gewölbt. Ba = Alter Backofen, der in die Spense hinausragte, jetzt ausgerissen

Cuorteingänge: beide auf der gleichen Traufseite

Steinhaus: Treppenaufstieg vom Erdgeschoß zum Wohnstock

S1 mit Strickwand ummauert

② Vorraum trennt Kü von S2

Stube: Wand an der Frontseite bloßer Strick

Wenn sich das mittelbündnerische und das Engadinerhaus in der äußeren Form auch noch ähnlich sind, in der inneren Gestaltung weichen die beiden Typen häufig recht stark voneinander ab. Beim Engadiner Bauernhaus erfüllt der Vorraum als Zugang zur Wohnung und als Durchgang zu den Wirtschaftsräumen doppelte Funktion. Hier verengert er sich, wird zum Zugang, den man von der Front- oder Traufseite her durch eine entsprechend kleinere Türe betritt. Da der Wohntrakt sich in der Regel im ersten Stock befindet, erreicht man, je nach der Stellung des Hauses zu Boden und Dorfstraße, den Vorraum entweder:

1. von unten und außen her, über eine Stein- oder Holztreppe kommend,
2. vom Erdgeschoß heraufsteigend,
3. von der Hangseite her geradewegs ohne Treppenaufstieg.

Die Grundrißeinteilung ist meistens so, daß Küche und Stube zusammenbleiben. Einzelne Bauten legen zwar Zeugnis ab von merkwürdigen Verände-

rungen, die anläßlich von Renovationen vorgenommen wurden. So wurde z. B. in Alvaneu die Küche eines Hauses aus dem 17. Jahrhundert von ihrer ursprünglichen Stelle neben der Stube in den Vorraum hinaus verlegt, so daß sie heute diagonal zur Stube liegt. Verschiedene Gründe mögen in ähnlichen Fällen dabei entscheidend gewesen sein. Allerdings schiebt sich auch schon an einfachen Bauten zwischen die steinerne Küche und die Strickstube oft ein schmaler Gang. Seltener fügt sich der Vorraum seitlich an den Wohnteil, vielmehr drängt er sich zwischen die Räume, bald als kleiner Vorraum, bald als schmaler gewölbter Hausgang, der den Wohnteil der ganzen Länge nach durchzieht. Dabei trennt er das eine Mal Küche—Stube, das andere Mal Küche und Stube von der Chaminada oder gar die Stube und Nebenstube von zwei gewölbten Küchen mit Bogentüren, in einem alten Sgraffitohaus in Alvaneu sogar Stube und Küche von zwei gewölbten Spensen. Häufig fehlt zwar im Wohnstock die Spense. Man kann aber wohl annehmen, die Keller im Erdgeschoß bieten Raum genug zur Versorgung des nötigen Mundvorrates. In Schmitten schließen sich an die Küche eines auf Fels gebauten Doppelhauses nach hinten zu aus dem Fels gehauene Keller an. Auch hier gelangt man zu den Schlafzimmern im oberen Stockwerk über eine Treppe im Hausgang oder über die Stiege hinter dem Stubenofen.

Bauten einst und jetzt

Häuser entstehen und stehen, dann vergehen sie wie alles Irdische. Ob und wie weit sich ein Bau außen und innen zu seinem Vorteil wandelt, hängt ab von seinem Besitzer, seinem Sinn und seinen wirtschaftlichen Verhältnissen. Wohnkultur setzt einen bescheidenen Wohlstand voraus. Dieser ergab sich zum geringern Teil aus dem Ertrag des Bodens, zum größeren Teil aus Handel und Verkehr und aus dem Einkommen in fremden Diensten. Günstige Verkehrslage war und ist heute noch eine wesentliche Voraussetzung für einen wirtschaftlichen Aufschwung, der sich vielfach auch in der Architektur der Häuser ausdrückt. Vorteilhafte Verkehrslage ist aber nicht unbedingt dauernd ein Privilegium gewisser Tal- oder Ortschaften. Die ehemals wichtigen Transitlinien über den Septimer und Splügen verloren an Bedeutung nach dem Ausbau der Gotthardlinie. Der Bau der Albulabahn förderte den Verkehr durch die Ortschaften dieses Tales. Vaz, früher ein stattliches Dorf an der alten, vielbegangenen Schynstraße, ist heute ein reines Bauerndorf geworden, vom Durchgangsverkehr völlig abgeschnitten. Wohl liegt Lantsch heute an einer bedeutenden Autostraße und an der Abzweigungsstelle der Zügenstraße, ihre Bedeutung als Verkehrsknotenpunkt hat die Ortschaft seit dem Bau der Rhätischen Bahn aber eingebüßt. Der Architektur mag diese Verlagerung des Schwerpunktes in einer Zeit baulicher Verirrung zugute gekommen sein; denn es scheint verständlich, daß mit dem Rückgang des Verdienstes auch ein gewisser Stillstand im Bauen eingetreten ist. Immerhin bietet besonders der Dorfteil längs der Julierstraße ein anmutiges und abwechslungsreiches Bild.

Je nach der Bedeutung einer Ortschaft im einstigen Paßverkehr weist sie eine größere oder kleinere Zahl an charakteristischen Bauten älteren Datums auf. Zeugen aus dem Mittelalter begegnet man selten. Von den recht zahlreichen Burgen, Wohn- und Wehrtürmen sind wenige und auch nur teilweise

erhalten. Die Burg Reams, einstiger Mittelpunkt einer Grundherrschaft, wurde vermutlich im 12. Jahrhundert von den Freiherren von Wangen (Tirol) gegründet. Sie verfiel erst, als man sie 1867 ihres Daches beraubte, dessen Holzwerk beim Wiederaufbau des abgebrannten Dorfes verwendet wurde. Mit Bundeshilfe konnte die Ruine konserviert werden. Der siebenstöckige Turm erhielt ein neues Zeltdach[8].

Zur Sicherung der alten Römerstraße über die Lenzerheide nach Chur war ein Wachtposten in Lantsch notwendig gewesen. Ein altes Haus, wohl das älteste, heißt heute noch «la tor». Die West- und Südmauern, 1,20 m dick, sind noch teilweise in den Wänden des Hauses Nadig enthalten. Überreste von Wohntürmen aus dem 13. oder 14. Jahrhundert finden sich in Stürvis und Savognin (Savognin: Haus Steier und A. Huber). Das Erdgeschoß mit einem gewölbten Keller, der 1. Stock mit Küche und Stube (Kemenate) und ebenso der 2. Stock waren von massiven Mauern umschlossen. Darüber ragte pyramidenförmig das hölzerne Dach auf, das in einem Fall wahrscheinlich schon vor 1600 einem Brand zum Opfer fiel[9].

Ob der Römerturm in Bravuogn, dessen Errichtung möglicherweise in die Zeit der Franken oder gar der Römer zu verlegen ist, als letzte Zufluchtsstätte in Zeiten der Gefahr oder als Meierturm gedient hat, ist unabgeklärt. Sicher ist, daß seine Grundmauern von 2,15 m Dicke die Zeiten überdauerten und daß der obere Teil neueren Datums ist. Der Turm trägt eine Barockkuppel[10].

Es wäre wohl ein Irrtum, zu glauben, wir hätten auch eine stattliche Anzahl bäuerlicher Bauten in unseren Tälern, die ein halbes Jahrtausend überstanden. Die ältesten Häuser sind Steinhäuser und stammen aus dem 16. Jahrhundert. In Savognin liest man an alten Bauten, allerdings in neuem Kleid, die Jahreszahlen: 1510, 1565, 1578, 1580, 1581, 1582. Laut Verzeichnis der Bauernhäuser, aufgenommen durch die Bauernhausforschung, Sektion Graubünden, stehen in Lantsch mindestens 11, in Bravuogn 8, in Filisur, Vaz, Mon, Alvaschagn einzelne Bauten aus dem 16. Jahrhundert.

Der Romane baue in Stein, so stellt man fest. Man richte aber einmal auf der Fahrt von Solis nach Tiefenkastel den Blick auf den Hang zur Linken, und man wird erkennen, wie verschieden weit der «Versteinerungsprozeß» in ein und derselben Ortschaft gediehen ist. Hier noch ein Holzbau auf einem Steinsockel, dort einer, dessen Mauern außer der Küche und Spense bereits den Strickteil der Stube umfassen, nicht aber die Kammern; dann gar ein Doppelhaus, dessen eine Stube nach außen ganz ummauert, dessen zweite Stube aber nur geblendet, d. h. verputzt ist. Gleiches Streben, nämlich einmal ein Steinhaus zu besitzen, mag der Wunsch der Eigentümer gewesen sein. Der rege Verkehr auf der alten Schynstraße begünstigte die Entwicklung vom Holz- zum Steinhaus, der Rückgang des Verdienstes nach dem Ausbau der neuen Schynstraße hemmte sie. Was in Obervaz besonders stark zum Ausdruck kommt, wiederholt sich in anderen abgelegenen Ortschaften, wenn auch weniger ausgeprägt.

Während sich im inneren Albulatal der Heustall mit gemauerten Pfeilern

---

8 Poeschel: Burgenbuch von Graubünden.
9 B. Plaz in: Igl noss sulom, 26. annada 1947.
10 L. Juvalta: Annalas Società retorumantscha, 50. annada.

und Holzfüllungen dem Hause anschließt, ist er im äußeren Tale meist vom Hause getrennt. Ställe vom ältesten Typ sind meist aus Rundhölzern zusammengefügt, «aufgetrölt», Viehställe aus gehauener Lärche aufgeschichtet. Noch trifft man Ställe, deren Oberteil über den Viehstall auskragt und auf Pfeilern gestützt ist, in Bravuogn «clenas» genannt. Vereinzelt sollen sie früher sogar die Straße überdeckt haben (s. auch Schulblatt Nr. 2 1954).

Das Ornament

In dieser Vielfalt in der Einheit liegt ein Reiz, der durch das Sgraffito und die Fassadenmalerei, durch den Zierat an Tor und Fenstern noch wesentlich gesteigert wird. Die zufolge der unsymmetrischen Anordnung entstandenen Flächen in den Fassaden luden häufig geradezu ein zu irgendwelcher Belebung. Beim Fassadenschmuck spielt das Sgraffito die Hauptrolle; denn es ist der Verwitterung weniger unterworfen als das malerische Ornament. Diese Kunst des Schmückens stammt aus Italien. Sie fand in unsern Talschaften Eingang wahrscheinlich erst im 17. Jahrhundert. Mit sicherem Gefühl wußten unsere Vorfahren diese Kunst ihren eigenen Empfindungen anzupassen. Wir dürfen sie deshalb ohne Bedenken als heimische Ziermanier bezeichnen. Wohl wird das Sgraffito in Wirklichkeit fast ausschließlich zum Zieren von Engadinerhäusern angewendet, jedoch bezeugen außer dem Sgraffitohaus in Andeer noch andere Häuser des mittelbündnerischen Typs, daß auch die Grenze der Zierkunst nicht unbedingt zusammenfallen muß mit der Grenze der Haustypen.

Das Wesen des Sgraffito ist ein Arbeiten mit doppeltem Verputz. Auf dem unteren wird die zweite, weißliche Kalkschicht aufgetragen und aus ihr das Muster herausgekratzt (graffiare = kratzen). Die Wirkung ist dabei unerwartet stark, selbst bei geringem Farbunterschied bei beiden Schichten. Zwar sind an renovierten Häusern in Savognin die originellen Motive auf dunklem Grund recht gefällig, feiner aber wirken die Verzierungen an den Engadinerhäusern des inneren Albulatales. Angenehm überrascht ist der Wanderer über die feinen geometrischen Ornamente, wie Rosetten, Zahnleisten und Bänder, um Torbogen und Fenster an den Sgraffitohäusern in Filisur. Ab und zu fallen Pflanzenornamente in Fensternischen auf. Nur selten aber entstanden an den Mauerflächen Tiergravuren (Latsch: Löwen mit erhobenen Vordertatzen, Vögel).

Vielfach sind in späterer Zeit die Verzierungen, statt graviert, einfach an die Wand gemalt worden. Kombinationen beider Arten sind selten (Haus in Stuls). Außer Rankenmotiven, in lebhaften Farben als Fenster- und Torbogenbekrönung oder unter dem Giebel hingemalt, findet das Tiermotiv häufiger Verwendung: Drache, Hahn, Hase usw. Der Steinbock, der bald unter dem Giebel, bald inmitten der Mauerfläche prangt, verrät die Zugehörigkeit zum Gotteshausbund. Recht ergötzlich ist an einem Haus in Mon, das dem Verfall nahe steht, die Darstellung des hl. Georg im Kampf mit dem Drachen. An einem Haus in Lantsch sind noch Darstellungen der Apostel Johannes, Bartholomäus, Philippus, Matthäus und der hl. Anna erkennbar. Von Hans Ardüsers Hand könnten die Malereien der hl. Familie stammen, sicher aber das Wappen der Drei Bünde an demselben Haus in Lantsch. Ferner zählen zu seinen Schöpfungen recht feine Malereien mit zierlichen Blumen-

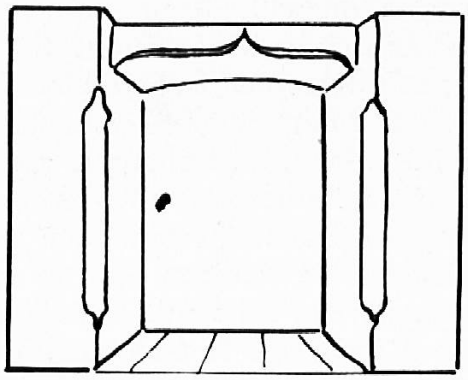
motiven an einem Haus in Prada nahe bei Müstail. Abgesehen von einigen Geschmacklosigkeiten, sind doch auch manche farbige Darstellungen der Beachtung wert.

Gestaltung im Innern.

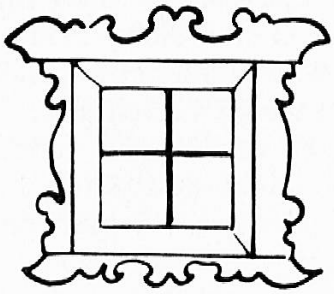
Die Ausschmückung der Hausfassaden mit Sgraffito verlangte gewiß nicht allein Gewandtheit seitens der Ausführenden, sondern auch ordentliche Geldreserven bei den Hausbesitzern. Ein gewisser Wohlstand ist also Voraussetzung, bedeutet aber nicht unbedingt ein Zur-Schau-tragen-Wollen dessen, was man besitzt. Wohl äußert er sich schon in der Stattlichkeit eines Gebäudes, allein dem Sgraffito und der Bemalung haftet etwas Zutrauliches an, und das widerspricht herrenhafter Reserviertheit, sagt Poeschel. Ein schmiedeisernes Balkongeländer, ein Fenster- oder Oberlichtgitter, ein Gesimse über Tor oder Tür, ein gehauenes Wappen, sie geben kund, wessen Sinnes der Besitzer war. Wer ahnte nicht sein prunkhaftes Inneres? Solche Bauten haben ihre eigenen Gesetze. Der Sinn der Erbauer deckte sich nicht mehr ganz mit jenem ihrer Dorfgenossen; denn sie kamen aus der weiteren Welt, wo sie als Zuckerbäcker, Cafétiers, Offiziere in fremden Diensten tätig gewesen waren: ein Lorenz in Genf, ein Cloetta in Kopenhagen, ein Peterelli in österreichischen Diensten, um einzelne zu nennen. Ihr Besitz hatte sich vergrößert, ihr Sinn sich geweitet. Großzügigkeit verband sich mit weltmännischer Gewandtheit. Sie äußern sich in der Anzahl der Zimmer und in der Weiträumigkeit, in der reicheren Ausstattung. Die Rückwanderer setzten sich nicht großtuerisch über angestammtes Kulturgut hinweg, vermieden es vielmehr, durch prunkhafte Bauten großes Aufsehen oder gar Mißfallen zu erregen; der Bau mit seinen weiß-grauen Mauern sollte sich ins Dorfbild fügen (Haus Amilcar, Lantsch; Deflorin, Vaz; Lorenz, Filisur; Scarpatetti, Cunter). Zwar verrät der große Habsburger Doppeladler über der Türe des Hauses Peterelli, in wessen Diensten der Hauptmann stand, allein das Haus mit seinem Treppenturm drängt sich nicht auf: nüchtern in seinem Äußern, um so stattlicher im Innern. Die Vornehmheit dieser Häuser beschränkt sich nicht auf das Sitzplätzchen mit Eckbank und das reicher gearbeitete Treppengeländer im Hausgang, auf die Kassettendecke und die Gemälde in der Repräsentationsstube, sie reicht bis zu den mit barocken Schnitzereien versehenen Himmelbetten in den schön getäferten Zimmern.

Einfacher freilich und wohnlicher ist das Innere der Bauern- und Bürgerhäuser. Bequem! — Wie anmaßend klingt das nach Begriffen des modernen Menschen, der sich an Linoleum- und Plättchenböden bereits so gut gewöhnt hat, daß ihm beim Gedanken an einen währschaften Stein- oder unbestrichenen tannenen Boden leicht schaudert. Nein, Wasserwaagen wurden kaum benützt beim Anlegen des Hausganges. Mit PS rechnete die Bäuerin nicht, wenn sie, ihren täglichen Pflichten nachgehend, recht häufig steile Treppen hinauf- und hinabsteigen mußte. Es war für sie selbstverständlich. Stufen mußten überschritten werden, um in die etwas höher gelegene Küche oder Stube zu gelangen (Engadinerhaus). Das Gefühl, daheim zu sein, erfaßt einen vielmehr beim Betreten der mit Arvenholz getäferten Stube mit ihrem Kachel- oder Steinofen zwischen Küchenwand und Zimmertüre. «O Ofen, o Ofen, du Gottesgabe und Quell menschlicher Kultur und Sitte!» ruft

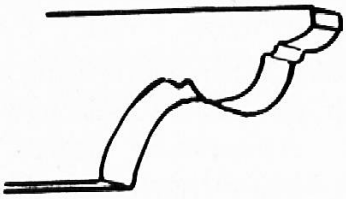
der Hausfreund aus und bedauert, daß ihn die Menschen der Neuzeit so elend degradiert haben. Gottlob finden sich in so manchem Bauern- und Bürgerhaus noch recht stattliche Öfen, mit einem Holzgestell umgeben, das im oberen Teil entweder ein dichtes Holzgitter hat oder die Möglichkeit bietet, Stoffvorhänge anzubringen. Ein wertvoller Kachelofen aus der «alten Herberge» (Haus Jenatsch) in Bravuogn kann heute im Engadiner Museum besichtigt werden. Ein Zeuge längst vergangener Zeiten, ein schöner gotischer Ofen anderer Form, hat in Savognin immer noch nicht ausgedient. Begreiflich, dem Raum, wo man sich vor allem zur Winterzeit so recht daheim fühlt, schenkt man bei der Ausstattung besondere Aufmerksamkeit. Wir mögen die schmale Stiege hinter dem Ofen hinauf zur Kammer und das Speisefenster mit Türlein in der Küchenwand wohl noch als bequeme Vorrichtung werten. Das aus Arven- oder Hartholz geschaffene Buffet mit Intarsienarbeit oder Schnitzerei erfüllt außerdem einen ästhetischen Zweck. Das Schmuckstück paßt in den Raum, weil es eigens für ihn geschaffen wurde. Es deckt häufig nicht nur die Stubenwand seitlich der Türe ganz, sondern reicht ob derselben bis zum Ofen hin. Geschmack! Magister Rösch könnte sich manchmal an die Stirne tippen beim Anblick solcher Möbel mit ihren Kästchen (Kassenschrank mit zahlreichen Fächern inbegriffen) und Schubladen, die außer Sonntagsgeschirr wohl recht viel Selbstgewobenes enthielten. Auch Türstürze, ja sogar Wände und Decken wurden hier und dort Gegenstand reicher Verzierungen. Ebenso eignen sich Fülldecken zum Schmücken mit Einlegearbeiten, wie Wappen, Sterne usw. Man besehe sich außer den beiden spätgotischen Stuben in Savognin und Parsonz, heute im Engadiner Museum, zwei noch erhaltene Räume in der Ortschaft selbst, die Balkendecken mit ihren gewundenen Bändern, den Fries ringsum an den Wänden, und das 17. Jahrhundert steht wieder in Ehren da.



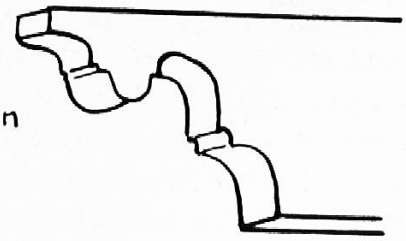
Kammertüre



Klebefutter



Pfettenformen
(Vaz)



Rückschauend mögen wir uns fragen, ob bei Renovationen viel geschehen ist zur Erhaltung erworbenen Kulturgutes oder ob in Zukunft mehr getan werden muß. Wir stellen einmal fest: Die beiden im Albulatal und Oberhalbstein vertretenen Haustypen gleichen sich im Ernst ihrer Fassaden, in der Bauart einzelner Räume, wie Küche und Spense; sie weichen voneinander ab in der Anordnung der Räume. Beide Typen scheinen mindestens in ihren Teilen der Symmetrie abhold zu sein; denn man beachte einmal die Verteilung der Fenster, die entsprechend der Größe, der Lage und Bedeutung der Räume bald höher, bald tiefer eingesetzt wurden. Die Bauten wirken aber durch die Maße. Die Keller beim Engadinerhaus wurden tiefer in die Erde verlegt, anderseits dienten beim mittelbündnerischen Haus die Räume zu ebener Erde besonders zu Zeiten des Saumverkehrs vielfach als Lagerräume, Gaststuben usw. Darüber baute sich der Wohnteil auf. Übrigens baute man die Häuser der beiden Typen nicht nach einem starren Schema. Der persönliche Wille des Erbauers kommt immer wieder zum Ausdruck: eine hölzerne Laube bald hoch oben unter dem Giebel, bald seitlich oder hinten an der Scheune, ein hölzernes Vordach über der Freitreppe bekunden dies. Sind dies germanische Elemente, wie ein Kenner der Typen meint? Solche Besonderheiten beleben den Bau. Ursprünglicher Art sind an manchen Engadinerhäusern (Bravuogn) die Einfahrten an einem seitlichen Vorsprung der Scheune. Hingegen schien in andern Fällen eine nachträgliche Verlegung der Einfahrt vom Sulér nach einer Außenwand der Scheune zweckmäßig. So kann es uns auch nicht verwundern, daß der allzu geräumige Hausgang recht häufig durch den Einbau neuer Zimmer (Ladenlokal, Büro) wesentlich eingeengt wurde. Über die Notwendigkeit, das charakteristische rundbogige Portal durch eine schmucklose Türe zu ersetzen, kann man geteilter Meinung sein. Wohl erfüllt das Portal seinen ursprünglichen Zweck nicht mehr, es ist aber ein Glied in der Kette der typischen Elemente am Engadinerhaus, das man nicht gerne vermissen will. Kaum weniger nachteilig wirkt sich eine Versetzung der Fenster auf die Mauerfläche aus. Glücklicherweise geschah dies nicht durchwegs mit derselben Gründlichkeit, indem man die wenig vorteilhafte Erneuerung da und dort nur auf einzelne Räume, wie Stube und Küche oder Sulér, ausdehnte. Von den ehemals recht zahlreichen leicht gewölbten Stubendecken sind heute nur noch wenige vorhanden (Lantsch, Schmitten). Wohl aus praktischen Erwägungen wurde in Bravuogn aus einem Bauernhaus die letzte vor wenigen Jahren entfernt. Noch sind zahlreiche gewölbte Küchen erhalten, teils mit Feuerstelle und altem Rauchfang. Das Schicksal manches ins Freie hinausragenden Backofens scheint aber besiegelt. In wenigen Gemeinden wird noch im Backhäuschen gebacken. Der Geruch des selbstgebackenen Brotes wird auch dort vielleicht schon in den nächsten Jahrzehnten nur noch in der Erinnerung weiterleben. Poesie der Vergangenheit! Und die Waschhäuschen, die, von den übrigen Gebäuden getrennt, jeweils einigen Familien zusammen dienen, wie lange werden sie noch benützt?

Im Zuge der Modernisierung und einer praktischeren Einteilung wurde gewiß manches Kleinod an Bauten und anderen dörflichen Sehenswürdigkeiten (z. B. hölzerne Brunnenstöcke) geopfert. Anderseits stehen noch Bauten, die infolge langer Vernachlässigung in bedauernswertem Zustand

ihre ursprüngliche Form in unsere Zeit hinüber schleppen konnten. Und dennoch, wir können den Worten im Vorwort zum Verzeichnis der Bauernhäuser beipflichten:

«Viele erfreuliche Anzeichen sind vorhanden, daß das alte Schönheitsbedürfnis wieder in die breitesten Schichten unseres Volkes dringt und daß so und so mancher Hausbesitzer und Bauherr sich wieder bewußt wird, welche Verpflichtungen er hat der Schönheit des Ganzen, dem Antlitz der Heimat gegenüber.» — Dank gebührt aber auch der Heimatschutzvereinigung für ihre Bemühungen zur Erhaltung unserer Dörfer; sie hat zahlreiche Bauten unter Denkmalschutz gestellt.

B. Sakralbauten

Kirchenbauten gehören zu den ältesten Kunstwerken der Völker. An größeren Kirchen wurde Jahrzehnte oder gar Jahrhunderte gebaut, umgebaut und ausgebessert. Daraus erklärt sich, daß häufig verschiedene Stile in einem Bau vereinigt sind. Hier steht ein romanischer Turm neben einer gotischen Kirche, dort eine Barockkirche neben einem gotischen Turm. An einer Kirche, die noch zum karolingischen Bestand gehört, fallen Streben und hohe gotische Fenster mit Spitzbogen auf. In einer romanischen Kirche prangt ein Hochaltar mit Motiven aus der Frührenaissance. Verwundern wir uns über das Neben- und Durcheinander verschiedener Stile in unseren Talschaften, die bald von Süden, bald von Norden her beeinflußt wurden? Zwar lebte sich hier die romanische Stilepoche viel länger aus als in leichter zugänglichen Gegenden, so daß die Gotik hauptsächlich in ihrer spätesten Entwicklungsphase Eingang fand. Diese Stilepoche ist von verhältnismäßig kurzer Dauer. Um so erfolgreichere bauliche Tätigkeit entfalteten die aus Italien berufenen Kapuziner. Der Sehnsucht nach Entrückung aus dem Elend des Erdendaseins kamen die festlich gestimmten und lichterfüllten Räume des italienischen Barocks weit besser entgegen als die Gotik.

Zu den wenigen alten Kirchen karolingischen und romanischen Bestandes gehören die Kirche St. Peter zu Mistail, die alten Pfarrkirchen von Lantsch und Mon. Mistail dürfte als Gotteshaus eines Frauenklosters in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts erbaut worden sein. Poeschel vermutet, es sei eine Tochtergründung des Klosters Cazis gewesen. Die Fresken in der mittleren Chorapsis könnten wohl anläßlich einer Restaurierung Ende des 14. Jahrhunderts entstanden sein[11].

Während die alte Pfarrkirche St. Cosmas und Damian in Mon noch eine flache, primitive Holzdecke auf Unterzügen besitzt, wurde das Schiff der jetzigen Begräbniskirche von Lantsch im Jahre 1504/05 eingewölbt. Wenn das Äußere letzterer Kirche auch noch an die frühere Baukunst erinnert, so weisen die durch Errichtung von Streben und Runddiensten vorgenommenen baulichen Veränderungen im Innern bereits auf die Gotik hin. Die Türme — dies haben die genannten Kirchen gemein — gehören zum romanischen Bestand; sie wurden im 14. bzw. im 12. Jahrhundert errichtet. (Der Turm von Mon soll nachträglich noch um 5,5 m erhöht worden sein.) Die anläßlich

---

11 Poeschel: Kunstdenkmäler Graubündens, Bd. II und III.

der Renovation von 1911—1914 aufgedeckten Fresken in der Marienkirche in Lantsch wurden mit Bundeshilfe restauriert. Sie stellen außer einem überlebensgroßen Christophorus Fragmente des Jüngsten Gerichtes und eines biblischen Zyklus dar. Eine zweite Freske des hl. Christophorus, wohl stark verblaßt, ziert die Außenwand des Chores, übrigens ein Motiv, das Maler des 15. Jahrhunderts auch verwendeten, um die romanischen Türme von Mon und Bravuogn zu schmücken. In der Kirche von Bravuogn konnten die von einem oberitalienischen Maler geschaffenen und in einer Zeit konfessionellen Übereifers wieder übertünchten Malereien mit Bundeshilfe (1930) wieder instand gestellt werden.

Ein ähnliches Schicksal wie die alte Kirche von Lantsch erlitt diejenige von Salouf: sie wurde 1501 von Meister Petrus von Bamberg eingewölbt. Vom romanischen Bau sind noch die Umfassungsmauern und der Turm erhalten. Die Malerei am spätgotischen Hochaltar läßt Beziehungen zu Ulm erkennen. Viel wuchtiger wirkt der Turm der Kirche von Schmitten, der beinahe die ganze Westfront der Kirche einnimmt. Er soll einst ein Wehrbau gewesen sein (Mauerstärke 2,40 m), dessen Errichtung vermutlich in das 12. oder 13. Jahrhundert fällt. Die neue Kirche mit gewölbtem Chor wurde zwischen 1470 und 1490 gebaut.

Wenn die Glaubensspaltung im 16. Jahrhundert auch die Gemüter der Bündner ergriff, so setzte die Bautätigkeit, soweit es Kirchenbauten betrifft, doch beinahe für ein Jahrhundert fast gänzlich aus. Um so kräftiger und zielbewußter strebte man auf das Ziel los, als im 17. Jahrhundert die Gegenreformation die Abtrünnigen und Schwankenden in ihren Bann zu ziehen versuchte. Was wirkliche Einsatzbereitschaft zu bewirken vermag, beweisen die zahlreichen Kirchen im neuen Stil, die, wenn sie auch nicht durchwegs zu den sehenswürdigsten Bauten des Landes zählen, doch für den religiösen Sinn der Bevölkerung ein Wort reden. Dem Drange des Barock nach Lichtfülle mußte manches altehrwürdige Bauwerk zum Opfer fallen; denn der mittelalterliche Bau war eben «alt und dunkel», «cum tabulato ligneo» (mit Holzdecke) heißt es nach einem Visitationsbericht von 1623, die Kirche von Rona betreffend. Vielleicht fand einmal ein alter Turm Gnade, vielleicht ein Chor.

Die von den Kapuziner-Missionen gegründeten Kirchen des Oberhalbsteins und Albulatales atmen durchwegs den Geist des italienischen Barocks. Sie lehnen sich im Grundriß an das System der italienischen Jesuitenkirche an, deren Vorbild S. Gesù in Rom ist. Auffällig ist das verhältnismäßig breite Langschiff von oktogoner oder Rechteckform (vergleiche St. Michael, Savognin) und das breite Querschiff. Das Äußere sowohl des Turmes als auch der Kirche ist häufig recht stark gegliedert. In Tinizong reichen die Mauern eines älteren Turmes bis zur Glockenstube (ähnlich St. Michael, Savognin). Auf dem Kranzgesims über der von Lisenen oder Pilastern eingefaßten Glockenstube prangen kleine Pyramiden (Casti, Tinizong). Ein achteckiges Obergeschoß mit Haube und Zierlaterne bildet den Abschluß der Türme. Während einerseits die Fassaden einzelner Kirchen ohne Wandgliederung belassen oder nur mit bescheidenen Ornamenten versehen wurden, konnte man sich anderseits kaum genug tun bei der Aufteilung in Felder durch Pilaster, kräftige Gesimse und andere Verzierungen (Riom, Casti).

Tüchtige Baumeister und Stukkateure aus der Mesolcina und dem Tessin zeigten hier ihr Können[12].

Im Innern tragen Pilasterordnungen ein wuchtiges, ringsum verlaufendes Hauptgesims, über dem das Tonnengewölbe ansetzt. Die Stimmung wird durch Malereien am Gewölbe der stark belichteten Räume erhöht. Besonderer Beachtung wert ist die von Carl Nuvolone am Vierungsgewölbe der Kirche von St. Martin, Savognin, dargestellte «Gloria del Paradiso» (1681). E. Poeschel würdigt sie als eine der bedeutendsten Arbeiten dieser Art unseres Kantons. So reichhaltig manche Malereien und Bilder der Barockzeit auch sind, das Skapulierbild von Alvaschagn, die Marterszene von Mon inbegriffen, so sind die wertvollsten Hochaltäre in Barockkirchen doch Schöpfungen der Spätgotik. Zwar vereinigt der Aufsatz des Hochaltars von Alvaneu die aufgeteilten Elemente in einer barocken Umrahmung; die Figuren sind im Ausdruck aber von der natürlichen Anmut der schwäbischen Kunst um 1500 (Syrlin der J.). Diesen Figuren stehen wohl am nächsten jene von Salouf, während sie mit jenen von Beiva und Brianzouls nur gemeinsame Anklänge an den Ulmer Stil verbinden. Der Hochaltar von Brianzouls, dessen treffliche Figuren feingliedriger sind als jene des Alvaneuer Altars, konnte aus dem Kirchenbrand von 1874 gerettet werden. Prof. J. Regl restaurierte den Altar 1903. Leise Anklänge an den Schnitzstil der Altäre von Beiva und Brianzouls zeigen sich auch in der Plastik derjenigen von Tinizong. Die Außenseiten des Altares sind bemalt: links die Beweinung, rechts die Grablegung Christi. Den Malereien der Flügel dienten die Holzschnitte Dürers aus der «Großen Passion» zur Vorlage. Der Rahmen des Beweinungsbildes trägt die Inschrift: «Jörg Kendel, mauller zu biberach» (1512).

Wertvolle Werke kleinmeisterlicher Kunst liegen wohlverwahrt in einzelnen Kirchen unserer Täler, in Museen oder in Privatbesitz.

Landesmuseum, in Zürich:

Holzplastik aus Lantsch (Teilstück einer Marienkrönung) um 1500
Holzplastik aus Vaz (Stehende Heilige), 16. Jahrhundert
Glasgemälde aus Salouf (Muttergottes auf der Mondsichel)

Rätisches Museum, Chur:

kupfervergoldete Reliefplatte aus Alvaschagn
Glasmalerei aus Bravuogn, seit 1877
Holzplastik aus Parsonz (Thronende Muttergottes)
Marienkleid

Klostermuseum Disentis:

Steingutstatue aus Vaz (St. Donatus).

Hier und dort begegnet der Freund von Kunstwerken Zeugen schöpferischer Gestaltungskraft, von einfachen Meistern vergangener Jahrhunderte stammend, lauter Werken, deren Schlichtheit und Natürlichkeit das Herz erfreut und erbaut.

---

12 Zendralli: Graubündner Baumeister und Stukkatoren in deutschen Landen.